

## Museen

### ZUR WIEDERERÖFFNUNG DES „KURPFÄLZISCHEN MUSEUMS“ HEIDELBERG

Daß der diesjährige Deutsche Kunsthistorikerkongreß in der Sektion I die „Architektur der Gegenwart“ ausschließlich anhand der „Baufaufgabe Museum“ thematisierte, verdeutlicht die weitreichenden Auswirkungen des anhaltenden Museumsbooms in der Bundesrepublik. Während allenthalben ambitionierte Museumsneubauten das Interesse der breiten Öffentlichkeit erregen, drohen die Anstrengungen der oft mit nicht weniger Unternehmungsgeist, aber bescheideneren Mitteln arbeitenden kleineren Museen im lauten Presserummel unterzugehen.

Ein Beispiel dafür ist die Wiedereröffnung des Kurpfälzischen Museums Heidelberg „im neuen Gewand“. Das Kurpfälzische Museum ist in erster Linie ein Museum von regionalem Rang; seine Bedeutung liegt in den Sammlungsschwerpunkten auf dem Gebiet der kurpfälzischen Kunst und Kultur und der Heidelberger Romantik. Die besondere Situation des Heidelberger Museums erklärt sich aus der wechselhaften Geschichte der Institution.

Den Grundstock der Heidelberger Museumsbestände bildet die Sammlung des französischen Grafen Charles de Graimberg (1774—1864), der in romantischer Begeisterung vor allem Stücke zusammentrug, die in historischem Bezug zur Stadt oder zum kurfürstlichen Hof standen. Seit 1908 beherbergt das 1712 von Joh. Adam Breunig errichtete Palais Morass, Hauptstr. 97, den Kern der Sammlungen. Mit dem Anwachsen der Bestände durch private Stiftungen und der Erschließung neuer Sammelgebiete (Ur- und Frühgeschichte, Archäologie) kam es dort zu einer permanenten Raumnot, die Anlaß zu verschiedenen baulichen Erweiterungen gab. So wurde 1936 die 1913 an der östlichen Seite im Garten des Palais errichtete „Universitätsfechtschule“ einbezogen und die sog. „Gartenhalle“ erbaut. Nach dem Zweiten Weltkrieg aber mußte sich das Museum wiederum mit bis zur Unerträglichkeit beengten Verhältnissen abfinden, um so schmerzlicher, als nun auch das 20. Jahrhundert (vor allem Expressionismus) Sammelgegenstand geworden war.

Erst neuerlich hat die Stadt Heidelberg, Träger des Museums, dem neuen Direktor Jörn Bahns grünes Licht für die längst überfällige Erweiterung gegeben. War aber zuerst ein Neubau anstelle der Gartenhalle (die seit Jahren in erfolgreicher Ausstellungstätigkeit vom Heidelberger Kunstverein genutzt wird) geplant, so mußte man sich schließlich 1981 doch mit einer kleineren Lösung, d. h. dem Ausbau unter Beibehaltung der vorhandenen Substanz, bescheiden. Die Baumaßnahmen beschränkten sich auf die Restaurierung der historischen Räume im Palais Morass und die völlige Erneuerung der Innenräume in den übrigen Teilen. Das erklärte Ziel des Umbaus war es, dem Besucher einen Rundgang zu ermöglichen, der die verwinkelten und weitläufigen Raumfluchten leichter erschließt und in einem Zuge durch alle Abteilungen führt. Unter der Vorgabe, die Außenhaut des Bauegefüges

weitgehend zu erhalten, mußte man mit diesem Konzept notwendigerweise Kompromisse eingehen, die nicht immer glücklich gelöst wurden.

Der Eingang wurde von der Hauptstraße in den westlichen Flügel im Museumshof verlegt. Dort beginnt der Rundgang in der Kurpfalzabteilung in chronologischer Abfolge und leitet dann über in das Hauptgeschoß des barocken Palais. Die ausgezeichneten Bestände zum kurpfälzischen Kunsthandwerk des 18. Jahrhunderts finden einen angemessenen Rahmen in den Räumen des Palais, dessen originale Ausstattung aus dem späten 18. Jahrhundert nur teilweise erhalten ist, in den übrigen Räumen aber mit großer Umsicht unter Leitung von Carl Ludwig Fuchs rekonstruiert wurde.

Problematischer erscheint dagegen die Gestaltung der neuen Ausstellungsräume im Bereich der ehemaligen Universitätsfechtschule. Nachdem der Besucher die hinzugewonnene Abteilung zur badischen Geschichte durchlaufen hat, betritt er einen von seiner Lage her zentralen Raum, der mit seinen drei Zugängen und der unproportionierten Durchgangsempore an seiner Westseite in seiner Raumwirkung zerfällt. Das Auseinanderstrebende und Haltlose des Raumes wird auch durch die verstreute Aufstellung der Exponate nicht aufgefangen. Kommt man nun durch die funktional-schlichte Glastür in den nächsten Raum, wird man mit dem bedeutendsten Kunstwerk im Kurpfälzischen Museum konfrontiert: dem Windsheimer Zwölfbotenaltar von Tilman Riemenschneider. Die alte Aufstellung präsentierte den Altar in der Würdeform einer spitzbogigen, architektonischen Rahmung. Wenn man auch die weihevollen, pseudosakrale Atmosphäre zugunsten einer musealeren und moderneren Präsentation tilgen wollte, hätte man dennoch mit dem Kunstwerk behutsamer verfahren können. Die jetzige Aufstellung, frei im Raum stehend, seitlich an die Wand gerückt, zwingt den Betrachter, von einer kniehohen Glasblende geleitet, den Altar förmlich zu umschiffen. Sicherlich wird sich hier im Laufe der Zeit noch eine bessere Lösung finden. Das wäre auch den übrigen Bildwerken in der Mittelalterabteilung zu wünschen. Unangenehm wirken besonders die modernen, dunklen Figurensockel, welche die Skulpturen in ihrer Wirkung beeinträchtigen.

In hellerem Licht präsentiert sich dagegen die Galerie mit der bedeutenden Sammlung von Gemälden des 19. Jahrhunderts, in der neben den Heidelbergern Fohr, Fries und Rottmann auch die Nazarener mit qualitativollen Werken vertreten sind. Die Räume sind zwar nur seitlich belichtet, aber die Gemälde können jetzt übersichtlicher und besucherfreundlicher dargeboten werden als zuvor. Gewiß sind noch lange keine idealen Bedingungen erreicht; ein vergrößertes Raumangebot könnte die Möglichkeit schaffen, deutlichere Akzente zu setzen und die Gemälde noch besser zur Geltung zu bringen. Dies gilt auch für das späte 19. und das 20. Jahrhundert in den Räumen des zweiten Obergeschosses. Die bereits erwähnte Empore und die neugeschaffene „Kostümpassage“ führen den Besucher zurück in das Palais, das der Sammlung Posselt (niederländische Gemälde des 17. Jahrhunderts) und dem Kunsthandwerk vorbehalten ist. Die dichtgedrängte Hängung im

Stile einer alten Bildergalerie macht aus der (Raum-)Not eine Tugend und trägt überdies dem Stifterwunsch, die Sammlung geschlossen zu erhalten, Rechnung.

Besonders publikumswirksam zeigt sich die noch nicht vollständig eingerichtete archäologische Abteilung, für die Bernmark Heukemes verantwortlich zeichnet. Neu entstanden ist auch die von Susanne Himmelheber zusammengestellte stadgeschichtliche Abteilung, ein Lapidarium aus Skulpturen und Fragmenten der Heidelberger Altstadt in den Kellergewölben des Palais. Die museumstechnischen Einrichtungen und auch das Kupferstichkabinett sowie die Museumspädagogik verfügen jetzt über immerhin ausreichende Räumlichkeiten.

Die architektonische Leitung der Umbauten lag in den Händen von Dieter Quast, der als Museumsarchitekt im nordbadischen Raum schon bekannt geworden ist und auch am Bau des Sprengelmuseums in Hannover beteiligt war. Probleme im Umgang mit der historischen Substanz zeigten schon die Museumseinbauten Quasts im Karlsruher und Bruchsaler Schloß. Die neue Architektur des Heidelberger Museums erweckt vielfach den Eindruck, sie sei gar keine und wolle auch keine Architektur sein. Das Bemühen um eine möglichst neutrale Wirkung erzeugte eine Sterilität, die besonders in den rot gekachelten Treppenschächten mit ihren verchromten Geländern vorherrscht, aber auch in die neuen Museumsräume hineinweht. Man muß dem Urteil „Museums-Rennbahn“, das von der alternativen Heidelberger Wochenzeitung gefällt wurde, nicht unbedingt zustimmen, aber wie fragwürdig das Konzept, einen „Rundgang“ um jeden Preis zu schaffen, ist, sieht man schon angesichts der Tatsache, daß dafür erst die neuen Treppen eingerichtet werden mußten, während die vorhandene prachtvolle Barocktreppe im Palais Morass im unteren Teil funktionslos geworden ist. Das Prinzip, historische Bauten zu entkernen, stellt, auch wenn man vorhandene Sachzwänge in Betracht zieht, nicht nur im Museumsbau ein denkmalpflegerisches Problem dar.

Aber der jetzige Zustand des Kurpfälzischen Museums wird nicht der endgültige bleiben. Hatte der Heidelberger Stadtrat 1981 noch das Neubauprojekt für das Museum gestoppt, so wurde es jetzt wieder auf's Tapet gebracht, und der gerade fertiggestellte Umbau firmiert nun nur noch als „Bauphase I“ eines größeren Bauvorhabens, das mit dem Neubau anstelle der jetzigen Gartenhalle zum Abschluß gebracht werden soll. Die architektonische Gestaltung des Museumskomplexes, der auch den Kunstverein wieder in seinen Räumen aufnehmen soll, ist noch in der Diskussion.

Man fühlt sich angesichts der Baupolitik des Heidelberger Stadtrates bei der Erweiterung des Museums unwillkürlich an die jüngsten Entwicklungen im Fall des Wiederaufbaues des Prinz-Carl-Gebäudes am Kornmarkt erinnert. Die Entscheidung zugunsten des neutralen und niveaulosen Scherrmannentwurfs und gegen den anspruchsvollen Schürmannentwurf zeigt symptomatisch, wie in Heidelberg Kulturpolitik betrieben wird. Sowohl die Altstadtsanierung als auch das Museum sind von den kommunalpolitischen Entscheidungsprozessen abhängig. Es bleibt nur zu hoffen, daß dem Museum außer der mühsam erkämpften Freiheit, in der ersten

Zeile des Briefkopfes den Namenszug „Kurpfälzisches Museum“ noch vor der Nennung der Stadt Heidelberg führen zu dürfen, in Zukunft noch genügend Spielraum zur Eigeninitiative zugestanden wird.

Markus Weis

PETER LEO KOLB, *Das Kindermuseum in den USA. Tatsachen, Deutungen und Vermittlungsmethoden. Ein Beitrag zur vergleichenden Museumspädagogik.* Frankfurt, Haag + Herchen Verlag 1983. 442 Seiten. DM 48,—

Wer als gegenüber dem Museumspublikum verantwortungsvoller Direktor oder Pädagoge angesichts des derzeitig bundesweit aufspielenden „Finanzstreichorchesters“ nicht mit ansehen will, daß die in den letzten Jahren stetig gestiegenen Besucherzahlen bald wieder — wegen schwindender Vielfalt und Lebendigkeit der Museen — rückläufig sein werden, der wird sich schon bald einige virtuose Improvisationen einfallen lassen müssen. Es sind unbestreitbar oft gerade die Museumspädagogen, die mit einfallsreichen Programmen für Kinder, Jugendliche und neue Besuchergruppen, mit ungewöhnlichen Ausstellungen oder überzeugenden Didaktiken für den Abbau von Vorurteilen insbesondere gegenüber den Kunstmuseen gesorgt haben. Aber ihre Arbeit kostet Geld, und sie müssen damit rechnen — obwohl sie einen steten Publikumsstrom fördern —, durch Etatkürzungen noch empfindlicher getroffen zu werden als Fachwissenschaftler oder Restauratoren. Allerdings kann eine solche Situation verminderter staatlicher Gewährleistung der Museumsarbeit auf begrenzte Dauer zumindest für die Pädagogen und die Öffentlichkeitsarbeit von kreativer, d. h. heilsamer Wirkung sein. Und ein Blick hinüber zu den nur zu einem Drittel staatlich betriebenen amerikanischen Museen ist dabei besonders hilfreich. Allerdings muß bei einem Vergleich von vornherein berücksichtigt werden, daß die kulturpolitischen, ja, die gesellschaftlichen Verhältnisse der USA nur sehr bedingt auf die Bundesrepublik übertragbar sind. Dennoch kann eine Untersuchung über „das Kindermuseum in den USA“ für die bundesdeutschen Museumspädagogen anregend sein. Dies zeigt eine Publikation, die Peter Leo Kolb nach einem mehrmonatigen USA-Aufenthalt 1983 vorgelegt hat.

165 amerikanische Kindermuseen — teils selbständige Einrichtungen, teils integraler Bestandteil der Museen —, die alle in einem *Directory of Children's Museum* stehen, hat der Autor berücksichtigt. 41 sind ausführlich erfaßt, und nicht nur die drei weltbekanntesten in Brooklyn, Boston und Indianapolis, sondern auch kleinere und erst seit wenigen Jahren existierende wurden von ihm besucht.

Die große Anzahl amerikanischer Kindermuseen könnte — wenn man sie den nur drei bundesdeutschen in Berlin, Frankfurt und Karlsruhe, die sich ebenso bezeichnen, gegenüberstellt — zu der falschen Annahme führen, die Bundesrepublik sei museumspädagogisch noch recht unterentwickelt. Diesem, für seinen Vergleich folgenschweren Irrtum unterliegt leider auch der Autor: Er übersieht, daß in der Bun-